

# Deutsche Belange

Autor(en): **P.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **22 (1935)**

Heft 6

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-86640>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Deutsche Belange

### Kunsthistorische Rhetorik II

Wilhelm Pinder. Reden aus der Zeit (Leipzig 1934, bei E. A. Seemann). Pinders Schrift vereinigt drei Reden, deren erste bereits als Diskussionsrede der Münchner Werkbundtagung 1928 bekannt ist («Werkbundfragen» Nr. 1, Berlin, Reckendorf 1928). Die zweite Rede vom August 1933 über «Die bildende Kunst im neuen deutschen Staat» schliesst, soweit sie die Frage nach der Möglichkeit des «Monumentalen» in der Gegenwart behandelt, an die erste Rede an. Pinder vermisst am neuen Bauen das «Monumentale». Wo das Feierliche, das Sakrale gefordert werde, da seien die «zeiteigenen» modernen Bauformen noch nicht zur Stelle — womit also Pinder zugibt, dass das «Monumentale», das «Sakrale» eben nicht — nicht mehr oder noch nicht wieder — «zeiteigen» ist. «Unfähig zu einem sakralen und monumentalen Ausdruck», sei aber doch das neue Bauen (Pinder sagt der «Bauhausstil!») «auch schon gestalteter Ausdruck». Noch nicht Stil («noch fehlt die Weihe; die müssen und werden wir uns verdienen»). Denn nie sei ein Stil aus dem Zweck entstanden, nie der Tempel aus dem Hause, sondern das Haus — sofern es Kunst war — aus dem Tempel. Pinder urteilt als Kunsthistoriker, der weniger von den gegenwärtigen Tatbeständen ausgeht, als das Gegenwärtige am Vergangenen misst. Darf aber am herkömmlichen Begriff der «Monumentalität» überhaupt die bauliche Leistung der Gegenwart gemessen werden? Wer zugibt, dass die heutige Architektur «auch schon gestalteter Ausdruck» ist, für den müsste das Argument entfallen, dass kein Stil aus dem Zweck kommt. (Ob der Tempel früher war als das Haus oder umgekehrt, das ist, nebenbei, eine Frage wie die, ob das Ei oder die Henne zuerst da war.) «Gestalteter Ausdruck» ist allemal mehr als «Zweck»-Lösung. Leider bleibt sehr unklar, was Pinder unter dem neuen «Monumentalstil» versteht, zu dem das neue Bauen den «Rohstoff» liefern, das «Selbsterlebnis der Nation» die geistige Voraussetzung schaffen soll. Wo er erste Ansätze zu ihm sieht, sagt Pg. Pinder jedoch sehr unmissverständlich — man höre und staune: «Seine (des Selbsterlebnisses der Nation) stilbildende Kraft ... ist deutlich, wenn wir, um unsere Toten zu ehren, lebendige junge Menschen in eiserner Haltung, in unterbrechungsloser Ablösung die Wache halten lassen — im ‚ewigen Posten‘ an Stelle des ‚ewigen Feuers‘ der Ententestädte, das die Zentralgasanstalt liefert. (Danach müssten dem Deutschland unter Wilhelm II., im Gegensatz zum republikanischen etwa, ganz enorme stilbildende Kräfte innegewohnt haben!) ... Sie war deutlich am 9. November, wo wieder — wie einst im geistlichen Schauspiel — alle, auch die Zuschauenden, zum vergänglichlichen, aber

unvergesslichen Kunstwerke der Feier, zu ihrer Gestalt also, gehörten. Solche Formen versprechen auch schon den Stil der verharrenden Form.»

Als dritter Beitrag ist in Pinders Schrift sein Vortrag «Zur Rettung der deutschen Altstadt» auf dem Denkmalpflegeitag 1933 in Kassel abgedruckt. Im allgemeinen decken sich Pinders Forderungen eines Denkmalschutzes mit den auch bisher erhobenen. Im besonderen erwartet er vom nationalsozialistischen Deutschland die «Schaffung einer übergeordneten Instanz, die die Macht hat, verbietend, Schlechtes vernichtend, Neues aufbauend, durchzugreifen. Nach dem Führerprinzip! und unserem Wahlspruch: Gemeinnutz geht vor Eigennutz! Also u. a. ein ganz weitgehendes Enteignungsrecht... Ein etwa für nötig erachteter Anstrich, eine Vereinfachung des Umrisses, ein Umbau oder ein Abbruch muss auf Reichskosten geschehen. Aber es darf nicht mehr jene bekannten sinnlosen Wertsteigerungen durch den Denkmalschutz geben!» Die Frage, ob die moderne Architektur gleichberechtigt neben das Alte treten dürfe, wird von Pinder allzu rigoros und absolut verneint: «Wir haben noch kein Recht, mit selbständigem Anspruch neben dem grossen Alten aufzutreten.» Aber wir dürfen, meint Pinder, Zuversicht und Hoffnung haben, bald «selbst Stil zu haben. Das ist der Sinn der Bewegung! ... Retten wir zuerst die Altstadt, bauen wir das Neue, das wir brauchen, heran, nicht hinein. Und warten wir auf das Grosse, das kommen muss... Wir wollen uns den neuen Stil verdienen, indem wir die Menschen werden, die unser grosser Führer aus uns machen will!» I. F.

### Seele — nix wie Seele

Anmerkungen zu einem Büchlein:

«Deutsche Kunst im totalen Staat» (zur Wiedergeburt des Kunsthandwerks), von Kurt Engelbrecht. Verlag Richard Kentel, Lahr in Baden 1933. Oktav 173 S., gebunden RM. 2.80.

Es gehört zu den Inkonvenienzen des «totalen Staates», dass alles, was unter seiner Obhut oder doch Duldung gedruckt wird, den Nimbus des Offiziellen annimmt — denn wenn es nicht genehm wäre, würde es nicht gedruckt. Und so wird man auch Schriftchen wie das vorliegende, das man unter normalen Umständen stillschweigend beiseitegelegt hätte, als Symptom anormaler Zustände ernst nehmen dürfen.

Alles was heute in Deutschland über Kunst und Kultur geschrieben wird, trieft von «Seele». Die Seiten dieses Büchleins pappen förmlich zusammen vor lauter Seele, es schwitzt Seele und Treuherzigkeit aus allen Poren — so gut wie die Architektur von Schmitthenner, so dass wir trockenen Schweizer versucht sind, mit Ekelgefühlen von einer «Prostitution der Seele» zu reden:

«Deutsche Seele, unverfälscht, goldklar, treu soll wieder in jedem Werke deutscher Künstler zu finden sein. Wahrlich ein hohes Ziel, eine höchste Aufgabe im Neuland deutscher Kunst!»

Aus dieser Einstellung heraus ist der Verfasser natürlich allen Bestrebungen, die auf die bescheiden-direkte Lösung materieller Aufgaben ausgehen, feind.

«Man hat in unserm gesegneten materialistisch-marxistischen Zeitalter — seligen Angedenkens Gott sei dank! — geradezu die Formel aufgestellt: „Was zweckmässig und nützlich ist, das ist auch schön!“ Ein grösserer Blödsinn ist nie von Menschengehirnen ausgeheckt worden.»

«Das Zweck- und Nützlichkeitsprinzip hat uns nichts anderes als Erstarrung und Stillstand eingebracht. Kältetod der Kunst. Dessen zum Beweis seht euch doch bitte mal die Reihenhaussiedlungen an den Rändern unserer Großstädte an. Da ist alles Seelische, alles Persönliche ausgeschaltet. Zweck und Nutzen haben Gebilde ödester, langweiligster Gleichförmigkeit geschaffen. Architekturgewordene Gleichmacherei! Marxistisches Bürgerideal! Und dann sucht ein Städtchen, ein altes Städtchen im deutschen Mittelgebirge auf! Rothenburg, Dinkelsbühl, Goslar, Hildesheim und gottlob noch viele, viele andere.»

Auf die Idee, dass auch hinter den modernen Anstrengungen, den großstädtischen Massen menschenwürdige Wohnungen zu verschaffen — wie sie allen diesen Siedlungsbauten zu Grunde liegen — ein tiefes menschliches Verantwortungsgefühl — ja geradezu so etwas wie Seele wirksam sein könnte, auf so eine Idee kommt der Verfasser nicht, denn für ihn und seine Freunde muss die Seele nicht als treibende Kraft hinter und in den einzelnen Leistungen wirksam sein, sondern man will sie dick obendrauf gestrichen sehen, wie Butter auf der Frühstücksemmel.

Wie der Verfasser dann mit Herrn Professor Schmitthenner ins Reine kommt, wird spannend zu sehen sein, da der eine das Rad der Geschichte um vierhundert Jahre zurückdreht bis ins ach so poetische Mittelalter, während der andere schon nach hundert Jahren in Goethes Gartenhaus sich müde zur Rast auf seinem «Weg zurück» niederlässt — aber warum bloss so bescheiden, meine Herren? Da scheinen uns jene, die sich mit Professor Wirth in Marburg entschlossen in die altgermanische Prähistorie zurückstilisieren, doch die viel grundsatztreueren zu sein, und der Tag ist vielleicht nicht mehr ferne, wo ein altgermanischer Architekt mit Bärenfell und Feuersteinhammer die verwestlichten und verwelschten Kulturbolschewisten Schmitthenner und Bestelmeyer und Troost und tutti quanti dorthin zum Teufel jagt, wohin diese ihre ja nur um lumpige hundert Jahr moderneren Kollegen . . . , denn was bedeuten schon hundert Jahre mehr oder weniger im Angesicht bärenhäutiger Jahrtausende?

«Warum geht ihr jungen Hochzeitspaare nicht zum Möbeltischler, zum ehrlichen, schwer kämpfenden Handwerker und sagt ihm: „So und so möchten wir gern unsere Betten, unseren Kleiderschrank, unsere Wohnmöbel, unsere Kücheneinrich-

tung haben.' Zu teuer? Faule Ausrede! Fort mit dem Massenfabrikat! Schafft guten, gediegenen persönlichen, handgearbeiteten Hausrat in eure Heime und Häuser — auch wenn's nur enge Mietwohnungen sind! Das Ideal der Menschenhaushung, das erstrebenswerte Ziel ist: Eigenes Haus mit eigenem Hausrat und beides nach eigenem, aus der Persönlichkeit heraus entwickeltem Geschmack!»

Auch hier schon wieder diese Halbherzigkeit, die mitten auf dem Weg stehenbleibt! Pfui! Ihr jungen Hochzeitspaare, hört nicht auf diese Ratschläge, die bereits vom Prinzip der Arbeitsteilung, diesem technisch-materialistisch-liberalistisch-westlichen Prinzip in der Seele vergiftet sind, von dem euere arisch-heldischen Vorväter nichts wussten. Folgt dem Beispiel eurer Heldennahmen — und macht euern ganzen Hausrat selber!

Zu mühsam? zu primitiv? keine Zeit? — Faule Ausreden!

«Kauft, wenn euch der Einband des Verlegers nicht restlos zusagt, eure Bücher broschiert! Habt ihr sie beim Lesen liebgewonnen, so geht zum Buchbinder und lasst sie euch nach eurem Geschmack binden. So fördert ihr ein Kunsthandwerk, das als solches gänzlich darniederliegt und gern wieder auf die Höhe kommen möchte, auf der es im Deutschland früherer Zeiten bereits einmal stand!»

So en passant wird dann auch grad eine neue Religion gegründet, und eine Art Preisausschreiben für die Abfassung einer neuen Bibel gefordert — ein entzückendes Kulturbildchen:

«Wer schafft uns eine deutsche, vom nur noch historisch interessanten typisch Semitischen befreite, gediegen und gut, im edelsten Sinne achtens- und liebenswert ausgestattete Bibel, die nun wieder ein deutsches Hausbuch werden könnte!»

— Möge sich der Verfasser vorsehen, nicht in die Nähe von Luthers Grab zu kommen, sonst möchte der durch sein 450-Jahrjubiläum ohnehin schon in der Grabesruhe gestörte Doktor Martin ihm höchstselbst noch sein wohlgefülltes Tintenfass an den Kopf schmettern — wie der einst auf der Wartburg.

Aber der Verfasser hat es nicht mit der Logik, die er offenbar auch zu den kulturbolschewistisch-liberalen Einrichtungen rechnet, und dicht neben dem Preat auf alle modernen Massenartikel steht ein Hymnus auf das Radio:

«Presse, Kino, Funk werden brauchbare Erziehungsmittel zu echter, blut- und bodenverpflichteter deutscher Kunst und Kultur . . . Die ungeheure Macht der Presse und des Funks ruht in der täglichen Dosierung. Der Funk ist darin der Presse noch weit überlegen. Jedes Haus, jedes Heim muss eine Radioanlage haben. „Kein Heim ohne Radio“, das muss zu den Devisen des totalen Staates gehören.» (S. 94.)

Gerade klotzig kommt dann die Unlogik, wo von Kunst und Geschäft die Rede ist:

«Ausgeschlossen ist dann aber auch, dass wir einem Deutschen Undeutsches schenken. Auslandsnarren brauchen wir nicht zu beschenken.» . . . «Mithin vierte Mahnung: Deutsche, schenkt Deutschen Deutsches! Um Export und Import, um Welthandel und Weltgeltung brauchen wir uns dabei keinerlei Sorge zu machen.»

Aber dann nur neunzehn Seiten weiter:

«Engherzig ist der Standpunkt, den man hier und da wohl auch vertreten findet, deutsche Kunst, deutsches Kunstgewerbe dürfte überhaupt nicht ins Ausland wandern, müsse allein dem deutschen Volke vorbehalten bleiben! Wer so denkt, verkennt die wirtschaftlichen Vorteile, die sich aus dem Export deutscher Kunstarbeiten für die deutsche Kunst und das Kunsthandwerk ergeben.» (S. 163.)

Man muss vor der Realität nur brav die Augen zu machen, dann wird schon alles recht und gut — alle Menschen werden dann genug zu essen und schöne Kleider haben und nett aussehen, und die Städte werden fast so schön wie die Kulissen zu den «Meistersingern» — oder wie Dinkelsbühl oder gar wie der treuherzige Stuttgarter Kochenhof!

«Oder ist jemand wirklich so naiv zu glauben, die deutsche Zille- und Käthe-Kollwitz-Kunst würde im Ausland nur als allgemein typisierende Großstadtelendkunst betrachtet und gewertet? Nein, nein, man klatscht in Paris, London, Newyork vergnügt in die Hände beim Anblick solcher deutscher Kunst: „Da habt ihr's. So sieht's in dem Berlin aus, das man als Fremder nicht zu sehen bekommt! Solche Schlamperei, solch Dreck, solche Sittenlosigkeit! Das sind die ordentlichen, sauberen Deutschen! Haha!“ Ein Gleiches ist es mit den verblödeten Kriegsgestalten Barlachs.» (S. 46.)

Man sollte die masslos überschätzte Berliner Provinzgrösse Zille nicht in einem Atem mit Käthe Kollwitz und Barlach nennen — Wilhelm II. hat übrigens auch Max Liebermann unter «Rinnsteinkunst» gerechnet. Aber ist der Verfasser wirklich so naiv zu glauben, man wüsste

in Paris und London nicht auch, was Großstadtelend ist — ohne dass man den Künstlern verböte, es darzustellen? Denn gerade diese Darstellung, die das Elend bewusst und bekannt macht, ist ein wichtiges Mittel zu seiner Ueberwindung. Schulze-Naumburg schreibt dem deutschen Künstler vor, blonde, grosswüchsige, schmalköpfige Rassen-Edelexemplare von Menschen zu malen (für Zuchthengste, Rennpferde und Preiskühe gab es schon immer Malerspezialisten). Engelbrecht bereichert das Repertoire des der Kunst Erlaubten um Landschaftliches:

«Bilder mit deutschen Landschaftsmotiven, edlen Baumschlägen, verträumten Dorfwinkeln u. a. sind sehr wohl geeignet, die Sehnsucht nach der Natur zu erwecken, das Verlangen nach der eigenen Scholle lebendig werden zu lassen.»

Also schämt Euch — Ihr Nazarener, und Ludwig Richter, und Feuerbach und Böcklin, und alle, die Ihr italienische, statt deutsche Landschaften gemalt habt!

Auf Seite 85 ragt dann doch plötzlich ein Kümmelkörnchen durch die dick aufgetragene süsse Seelen-Butter, und wir wollen es nicht unterschlagen:

«Es sind heute auch noch nicht einmal Ansätze zur künstlerischen Kultur in Deutschland wahrzunehmen. Es müsste sonst wenigstens eine Schicht der Bevölkerung ganz davon durchdrungen sein. Das ist aber nicht der Fall.»

— Aber woher sollen dann die guten Leute den Geschmack nehmen, ihren Hausrat «nach eigenem Geschmack» zu bestellen und ihre Reichs-Bibeln binden zu lassen?  
P. M.

## Unterbringung von Sängerkhor und Orchester in evang. Kirchen

Die *Zentralkommission des Schweizerischen Kirchengesangbuches* erliess an die kantonalen evangelischen Kirchenbehörden der Schweiz sowie an die Herren Architekten folgendes Rundschreiben, von dem Exemplare von den Unterzeichnern, Herrn Pfarrer Th. Goldschmid, Zürich, und Herrn Lehrer Bühler in Richterswil bezogen werden können. (Einleitung leicht gekürzt.)

Hochgeehrte Herren!

Die kirchenmusikalischen Bestrebungen haben in den letzten Jahrzehnten auch in unserem Lande einen erfreulichen Aufschwung genommen. Es ist keine Frage, dass die Zukunft uns noch viel mehr dazu führen wird, diesen Bemühungen um Belebung und Bereicherung unserer kirchlichen Feiern unsere vollste Aufmerksamkeit zu schenken.

Der gute Wille zur Ausführung scheidet häufig in unseren evangelischen Kirchen an der Unmöglichkeit, für den Sängerkhor und die übrigen Mitwirkenden, Solisten und Instrumentalisten, eine richtige Aufstellung zu finden. Oft fehlt es überhaupt auch in grossen Kirchen am nötigen Raum. Es gibt sogar Städte, in denen keine einzige der vorhandenen Kirchen die Möglichkeit bietet, die für den Gottesdienst bestimmten Werke auch nur mit einer kleinen Sängerkzahl in der vom Komponisten beabsichtigten Weise aufzuführen. Man müsste unter bedeutenden Kosten ein Podium für diesen Zweck herichten lassen.

Am allermeisten ist es zu bedauern, dass nicht einmal beim Neubau von Kirchen auf die Bedürfnisse solcher musikalischer Feiern in wünschenswerter und genügender Weise Rücksicht genommen wird und das Bauprogramm, an das sich die Architekten halten müssen, nichts anderes verlangt als «Sänger-

empore für so und so viel Sängerk», im übrigen aber den Gedanken einer evangelischen Predigtkirche aufs schärfste betont. So kommt es denn, dass meist alte Kirchen aus der katholischen Zeit unseren Zwecken besser entsprechen, weil sie ein Chor von ziemlicher Ausdehnung haben oder hinten auf der Orgelempore über dem Haupteingang Raum genug bieten.

Der Schweizerische Kirchengesangsbund erachtet es deshalb als seine Pflicht, die Aufmerksamkeit der Kirchenbehörden und Architekten auf diese Frage zu lenken und seine bestimmten Wünsche auszusprechen in der Gewissheit, dabei nicht seinen eigenen Nutzen zu suchen, sondern der evangelischen Kirche einen Dienst zu erweisen.

Diese Förderungen lassen sich für einen Neubau in sechs Sätze zusammenfassen:

1. Der Sängerkhor muss sich in der Nähe der Orgel aufstellen können.
2. Die Sängerempore soll gross genug sein, um gelegentlich auch einer vermehrten Sängerschar und mitwirkenden Musikern Raum zu bieten.
3. Für die Aufgabe des Chors als eines Verkündigers des Evangeliums und für den Wechselgesang zwischen Gemeinde und Chor empfiehlt sich am besten die Lage der Sängerempore im Angesicht der Gemeinde.
4. Der Blick von der Sängerempore auf Kanzel und Prediger darf nicht gehindert sein.